

Taz, 2. Mai 2020

Gespräch über Kriegsende vor 75 Jahren: „Die erste Teilung passierte 1945“

Der 8. Mai 1945 und das Erinnern: Ein Gespräch mit der ostdeutschen Historikerin Silke Satjukow und dem westdeutschen Historiker Ulrich Herbert.

taz am wochenende: Frau Satjukow, Herr Herbert, eine persönliche Frage zu Beginn: Wie wurde in Ihren Familien über den 8. Mai 1945 gesprochen?

Satjukow: Wenn wir den Tag als Chiffre für die letzten Kriegstage verstehen – in Thüringen, wo ich groß geworden bin, war das Kriegsende ja im April –, dann wurde bei uns oft darüber gesprochen, dass meine Tante Angela damals von einem Russen vergewaltigt wurde. Die Erzählung in meiner Familie war also nicht die einer Befreiung, sondern die einer Gewalttat.

Herbert: Bei uns war auch nicht der 8. Mai, sondern der 26. Januar das entscheidende Datum. Die Stadt Elbing in Ostpreußen, wo meine Großeltern und meine Mutter lebten, wurde an diesem Tag eingenommen. Als die Rote Armee schon in Sichtweite war, entschieden meine Großeltern, sich nach Westen aufzumachen. Meine Mutter erlebte den 8. Mai dann in Bayern. Sie erzählte mir von dem ersten amerikanischen Jeep, den sie gesehen hat. Der Fahrer war ein Schwarzer, der Offizier neben ihm ein Weißer. Der hatte das Hemd offen und die Füße vorn auf den Kühler gelegt. Der Kommentar meiner Mutter: „Und trotzdem gewonnen.“

Das Kriegsende erleben die Menschen unterschiedlich, je nachdem, in welcher Region sie sich aufhalten. Kann man sagen, dass mit diesen Erfahrungen schon die Zweiteilung Deutschlands einsetzt?

Satjukow: Es gibt eine erste Teilung. Die Erwartungen der Deutschen an die Alliierten waren sehr unterschiedlich. Die nationalsozialistische Propaganda hatten den Menschen eingetrichtert, die Russen seien Bestien. Und tatsächlich wird in diesen Tagen von den Rotarmisten geplündert, vergewaltigt und gemordet. Aber auch die Franzosen hatten den Ruf, gewalttätig zu sein, der sich in Süddeutschland teils bestätigte. Anders sprach man dagegen über die Amerikaner und die Briten.

Herbert: Die Russen haben nicht nur das getan, was die deutsche Propaganda vorhergesagt hat, sondern was die Deutschen auch erwartet hatten, weil sie wussten oder zumindest ahnten, was deutsche Einheiten in Russland angerichtet hatten. Insofern hat die Propaganda nur eine Befürchtung verstärkt, die es aufgrund eigener Informationen gab.

Als Tag der Befreiung haben den 8. Mai damals die wenigsten gesehen ...

Satjukow: Das kommt darauf an. Für die Häftlinge in den Konzentrationslagern war es natürlich die Befreiung, ebenso für versteckte Juden und andere gefährdete Personen. Aber die Mehrheit der Deutschen hat in Kopf und Herz das nicht als Befreiung verstanden.

Herbert: Für die genannten Opfergruppen stimmt das, aber schon bei sowjetischen Zwangsarbeitern ist das nicht mehr so eindeutig. Sie hofften, befreit zu werden, wussten aber auch, dass bei Stalin als Kollaborateur galt, wer sich gefangen nehmen ließ – und das wurde hart bestraft. Die meisten Deutschen dachten aber nicht in den Kategorien von „befreit“ oder „besetzt“.

Sondern?

Herbert: Für sie war entscheidend: Überlebe ich den Krieg oder nicht? Auch den meisten Soldaten war zum Schluss völlig egal, wie dieser Krieg zuende gehen würde. Die glaubten an gar nichts mehr. Insofern ist es eine nachträgliche Kategorisierung, von „Befreiung“ zu sprechen. Damals lebten 78 Millionen Menschen auf dem Reichsgebiet. 40 Millionen von ihnen nicht an dem Ort, an dem sie eigentlich lebten – displaced persons, Zwangsarbeiter, Vertriebene, die Ausgebombten, die aufs Land geflohen waren. Chaos, Durcheinander und die Offenheit der Situation bestimmten das Bild.

Satjukow: Die Menschen im Osten sahen dann schnell, dass die Sowjetmacht auch Sozialdemokraten oder renitente Kommunisten in den Nachfolgelagern der KZs inhaftiert. Viele Hoffnungen, die sich auf das Kriegsende richteten, erfüllten sich nicht.

Herbert: Naja, bei manchen mehr, bei manchen weniger. Wenn ich an das Ruhrgebiet denke, das von den Briten besetzt wurde – da hatten viele NS-Funktionäre bereits mit ihrem Leben abgeschlossen. Und nichts hat sie mehr überrascht, als dass ihnen gar nichts passiert ist. Viele sind ins Internierungslager gekommen, um dann zu ihrer eigenen Verblüffung Jahre später etwa zum Polizeipräsidenten ihrer Heimatstadt aufzusteigen.

Alle Teile Deutschlands gemeinsam ist, dass nach Kriegsende schnell keiner mehr Nazi gewesen sein will. Die Versuche der Entnazifizierung sind dann unterschiedlich.

Herbert: Am Anfang gar nicht so. Die amerikanischen Behörden haben zunächst in einem Ausmaß zugegriffen, das man heute gern unterschätzt. Da wurden über eine Millionen NS-Belasteter in den Internierungslagern inhaftiert, und das war kein Spaß. Und die Aussortierung der Nazis aus den Verwaltungen war ziemlich durchgreifend.

1947 lässt das Interesse der Amerikaner an der Entnazifizierung aber deutlich nach, weil der Blick auf den Kalten Krieg geht.

Satjukow: Das könnte man für die sowjetische Besatzungszone auch so sagen. Die Rotarmisten waren zunächst sehr engagiert, aber nicht so organisiert. Amerikaner und Briten hatten Einsatzpläne und Listen mitgebracht, wie sie die Entnazifizierung durchführen wollten. Die Sowjets hatten diesen Organisationsgrad nicht, und ihre Lager waren in schrecklichem Zustand. Die Menschen dort sind verhungert und verreckt. Die Sowjetunion verliert dann nicht das Interesse an der Entnazifizierung, sie entdeckt vielmehr das Interesse

an der Bestrafung neuer Feinde. Und eine Besonderheit des Ostens ist: Menschen werden endlos inhaftiert, ohne dass sie je einen Gerichtsprozess bekommen.

Herbert: Im Westen lässt der Druck der Amerikaner seit etwa 1947 nach, im Zuge des aufkommenden Kalten Kriegs. Aber auch aus Mitleid - es gibt viele Zeugnisse, dass Amerikaner und Briten die Situation der Deutschen bemitleidenswert fanden. Seit Ende 1947 bemühen sich dann die USA, Westdeutschland zu stabilisieren, und wollen angesichts der Stärke der Roten Armee einen Wehrbeitrag der Deutschen. Das führt dazu, dass die Deutschen im Westen völlig unverdient plötzlich in einer relativ starken Position sind.

Der Druck, es mit der Aufarbeitung sein zu lassen, kommt aber auch aus der westdeutschen Gesellschaft ...

Herbert: Ja, nicht zuletzt von den Kirchen. Die deutschen Bischöfe sagen: Die Entnazifizierung sei ein ebenso großes Unrecht wie die Konzentrationslager. Das Ganze sei jetzt doch schon so lange her. Das war drei Jahre nach dem Krieg!

Satjukow: Im Osten wird die neue kommunistische Führungsriege aus der Sowjetunion mitgebracht, die haben sich jahrelang im Exil darauf vorbereitet und übernehmen nun. Natürlich immer unter den Besatzern. Die Sieger kommen und bestimmen, was sie wollen. Moskau tut, was es will, Ost-Berlin tut, was es will, und die Kommandanten in der Militäradministration tun, was sie wollen. Es gibt aber ein Angebot: Ihr die Jungen, die Ende der 1920er, Anfang der 1930er Geborenen, habt Schuld auf euch geladen, aber wenn ihr gehorsam mitmacht und Funktionselite der mittleren Ebene werdet, unter uns, lassen wir euch davonkommen. Dann werdet ihr nicht belangt. Wir haben also eine breite Schicht in der Bevölkerung, die weiter Funktionselite sein darf – um den Preis des Gehorsams.

Der Faschismus wird zu einem Problem des Kapitalismus, also des Westens erklärt.

Satjukow: Gleich zu Beginn wird der Mythos der Befreiung etabliert – anders als im Westen. Die Russen sagen: Wir befreien euch doppelt, vom Faschismus und vom Kapitalismus. Und sie versprechen Jobs und Belohnungen, denn viele Menschen sind in den Westen geflüchtet. Es gibt also Positionen und Wohnraum zu verteilen. Aber in den Ritualen werden die Ostdeutschen immer wieder an die eigene Schuld und den Sieg der Sowjetunion erinnert. Auf die Frage, wer sind die Sieger des Zweiten Weltkriegs sagen daher Anfang der 1990er Jahre 67 Prozent der Westdeutschen: die USA. 87 Prozent der Ostdeutschen: die Sowjetunion.

Herbert: Die Opfer der Sowjetunion werden im Westen bis heute eigentlich nur begrenzt wahrgenommen. Dieser Kriegsende-Diskurs ist insgesamt sehr deutsch geprägt. In Deutschland weiß man sehr wenig darüber, was in den Niederlanden geschah, in Italien, von Polen und der Sowjetunion ganz zu schweigen. Das ist eine deutsche Nabelschau, wenn das Kriegsende nicht als europäisches Phänomen wahrgenommen wird. Selbst von linker Seite wird es in Deutschland oft als nationales Ereignis gesehen.

Satjukow: Dass es ein nationaler Diskurs ist, stimmt nur zum Teil. Im Osten Deutschlands durfte nur in familiären Zusammenhängen über problematische Teile des Kriegsendes gesprochen werden. Die offizielle Erzählung war: Die Sowjetunion ist Opfer. Das haben sie

in Filmen, Romanen, Kinderzeitschriften und Jugendpioniermanövern. Wir haben es bei den Diskursen über das Kriegsende im Osten deshalb heute mit einem Amalgam aus privaten Erzählungen und Erzählungen aus ideologisierten Medien zu tun.

Herbert: Da gibt es ein interessantes Paradox zwischen Ost und West. In der Bundesrepublik gibt es zunächst eine enorm hohe Kontinuität von NS-Tätern, die wieder Karriere machen. Und eine starke Verdrängung der Nazi-Zeit im Volk. Aber beides, Täter-Kontinuität und Verdrängung, war ein solcher Skandal, dass es tiefgreifende Reaktionen hervorrief, die bis heute nachwirken. Die NS-Aufarbeitung kommt seit den 1960er Jahren von unten, sie wird nicht von oben verordnet. In den 1970er Jahren wird dann auch zunehmend die private NS-Belastung thematisiert, während es ein entlastendes Gesamtnarrativ wie in den fünfziger Jahren nicht mehr gibt. In der DDR ist es andersrum. Es gibt das offizielle antifaschistische Staatsverständnis, das die individuelle Biographie aber nicht miteinbezieht. Das führte zu einer antifaschistischen Grundhaltung, die mit einem selber gar nichts zu tun hat.

Satjukow: Völlig einverstanden, nur ein Einwand. Menschen müssen Dissonanzen ja reduzieren, um damit leben zu können. In diesem Fall leben sie mit einem antifaschistischen Mythos, der von oben gegeben wird. Aber sie müssen ihre Verwandten – ich habe eingangs meine Tante Angela genannt – miteinbeziehen. Das tun sie auf ganz unterschiedliche Arten. Von einer völligen Ablehnung des antifaschistischen Mythos bis zu einer totalen Annahme und Entlastung dadurch ist alles dabei. Jeder musste sich dazu verhalten.

Wie sieht das konkret aus?

Satjukow: Ein ehemaliges Kolleg von mir war im Kriegsgefangenenlager in Sibirien gewesen, er kam nach einer antifaschistischen Schulung wieder. Von dem Tag an hat er kein Wort mehr gegen die Russen zugelassen, er war quasi wiedererweckt worden. Auf der anderen Seite gibt es den Buchhändler in Weimar, dem die Russen nicht nur den Vater genommen haben, sondern auch seinen Laden enteignet hatten. Niemals hatte die Sowjetunion eine Chance, in dieser Familie Fuß zu fassen. In meiner Familie war mein Onkel SS-Mann gewesen, der Partisanen erschossen hat. Das wurde aber nicht so gesagt, es hieß: „Der konnte halt gut schießen, und er musste ja, weil die neun Kinder hatten.“ Diese klassische Musste-ja-Formulierung. Auch in meiner Familie war es nicht denkbar, dass Russland irgendwie eine positive Rolle gespielt hätte.

Die unterschiedlichen Phasen der Aufarbeitung in der BRD kann man gut unterscheiden. Wie ist das im Osten, Frau Satjukow?

Satjukow: In den 1950ern setzt man nicht auf die Realität, sondern die mythische Verklärung. Es entstehen Monumentalschinken mit Stalin auf einem weißen Pferd. Filme, die das ostdeutsche Publikum nicht sehen will. Für die Botschaft „Die Russen sind die Sieger“ sind sie noch nicht bereit. Das ändert sich mit der Tauwetterperiode ab 1957. Es werden Filme gedreht, die nun den kleinen Mann, die kleine Frau in der Sowjetunion als Opfer im Krieg zeigen. Kleine Sandkörner nennt man sie. Und die Ostdeutschen sind bereit, das zu schauen und anzunehmen. Unter Breschnew wird das wieder gedeckelt, und mit Gorbatschow bricht es brutal auf. Da kommen Filme über den Zweiten Weltkrieg ins sowjetische Kino, die brutal realistisch sind – die Schuld liegt da nicht nur bei den

Deutschen. Diese Filme sollen auch in die DDR-Kinos kommen, werden aber von Ost-Berlin fast alle verhindert.

Wie entwickelt sich das Erinnern und der Umgang mit dem Kriegsende seit der Wiedervereinigung?

Herbert: In den 1990ern dominiert bei vielen Konservativen die Haltung: „Jetzt ist es mal gut mit der NS-Zeit. Wir haben ja jetzt die Berliner Republik und fangen ganz neu an.“ Die irrten sich gründlich. Das Jahrzehnt der intensivsten Auseinandersetzung mit der NS-Zeit sind die 1990er Jahre. Da kommt die Debatte um Daniel Goldhagen, die Zwangsarbeiterentschädigung, die Wehrmachtsausstellung, die Debatte um das Holocaustdenkmal, Martin Walsers Rede in der Paulskirche – es hört gar nicht auf. Und das Narrativ, dass es jetzt da auch um ost- und westdeutsche Unterschiede gehe, spielt in alldem eigentlich keine Rolle. Mit der Wiedervereinigung war die NS-Debatte gerade nicht zuende.

Satjukow: 1989 bricht das ostdeutsche Narrativ der Befreiung durch die Rote Armee zusammen – wie so viele andere Narrative auch. Die Ostdeutschen wollen nicht nur ihre eigene Regierung und die Stasi, sondern auch die Russen in die Wüste schicken. Die Russen gelten in dieser Zeit als mitschuld am ostdeutschen Elend. Nach etwa fünf Jahren passiert aber etwas sehr Interessantes: Die Abwertung der ostdeutschen Biographien durch die hohe Arbeitslosigkeit führt dazu, dass viele Ostdeutsche der älteren Generationen überlegen: Wie kriegen wir unser Leben wieder so erzählt, dass es etwas wert ist? Und da fällt ihnen unter anderem ein: Die Russen waren bei uns. Das sieht man heute auf T-Shirts oder Postkarten, wo auf Kyrillisch steht: „Wer das nicht lesen kann, ist ein dummer Wessi.“

Man ist stolz auf die Vergangenheit mit den Russen?

Satjukow: Damit sagt man: Uns gehören die Russen, uns gehören „Timur und sein Trupp“ und diese ganzen Romane, die ihr Westdeutschen gar nicht kennt. Mit den 90er Jahren werden die Russen, die trotz der DDR-Propaganda immer als Besatzer wahrgenommen wurden, zu Freunden, um das als Teil der eigenen Biographien in Abgrenzung zu den Westdeutschen hervorzuheben. Und das beeinflusst bis heute die ostdeutsche Bewertung von Putins Politik und etwa der Krim-Okkupation, die meist anders ausfällt als im Westen.

Wenn wir auf die historischen Debatten seit den Nullerjahren schauen, gibt es die große um den Luftkrieg, dann das Tagebuch der Anonyma, das von den russischen Vergewaltigungen erzählt. Das Leid der Deutschen rückt stärker in den Fokus.

Herbert: Ich würde sagen, es war höchste Zeit. In der Bundesrepublik hatte es bis in die 60er Jahre zunächst ein Primat der deutschen Opfer gegeben, insbesondere der Vertriebenen. Wir haben uns einmal die Literatur über diese Themen aus diesem Zeitraum in der Universitätsbibliothek Freiburg angeschaut. Die Zahl der Bücher über Vertriebene war damals fast dreißigmal so hoch wie jene über die Juden. Dann hat sich das seit den 60er Jahren geändert und zwar so weit, dass es schon als verdächtig galt, an das Leid der Bombenopfer und vergewaltigten Frauen zu erinnern. Deshalb war es ein wichtiger Schritt zu erkennen, dass man die NS-Verbrechen nur angemessen aufarbeitet, wenn man die an den Deutschen begangenen Verbrechen nicht verschweigt. Erst dann werden die Erinnerungen

der Menschen nicht zensiert, nur dann entsteht Lernbereitschaft – und es werden die Größenordnungen sichtbar.

Stimmt das Bild heute denn?

Herbert: Wir sind immer noch nicht am Ende. Wir haben bis heute noch kein angemessenes Narrativ, wie wir unserer Großväter, Väter, Onkel, die als deutsche Soldaten gekämpft haben und zu Millionen gestorben sind, angemessen gedenken. Wir haben bis heute keinen richtigen Weg gefunden – ist ja auch schwierig in diesem Land.

Satjukow: Was mich im Moment interessiert: Wie werden wir unser Gedenken an die Großväter und Großmütter in Europa und in eine digitalisierte Gesellschaft einbetten? Europa meint: Wenn wir uns die ZDF-Serie „Unsere Mütter, unsere Väter“ anschauen, dann ist die für 60 Staaten produziert worden. Diese Filme müssen sich dem globalen Unterhaltungswettbewerb stellen.

Herbert: „Unsere Mütter, unsere Väter“ ist ein gutes Beispiel. Die historische Diskussion darum hat Auswirkungen gehabt. Die ja doch sehr problematischen Seiten dieses Films sind öffentlich kritisiert worden. Und die Diskussion hat das dort gezeigte Bild wieder zurechtgerückt. So nett, naiv und unschuldig waren unsere Mütter und Väter eben nicht.

Satjukow: Als die Serie lief, haben wir mit 3sat zusammen ein Projekt gemacht und in sechs Versuchsgruppen geschaut, wie Zuschauer sich dieses Werk in verschiedenen Ländern aneignen. Es zeigte sich, die europäischen Diskurse sind breit und rücken vieles zurecht. Wir haben aber auch festgestellt: Die Reaktionen der Jungen hatten nichts mit dem Diskurs der Intellektuellen zu tun – den haben sie schlicht nicht wahrgenommen.

Macht Ihnen das Sorgen?

Satjukow: Schon. Es gibt digitale Echokammern, in denen es um Geschichte geht. Da bastelt man sich seine eigene Version zusammen und glaubt diese, weil man ja nicht mit abweichenden Darstellungen oder Fakten konfrontiert wird. Dazu kommen noch die Videospiele. Zwei Drittel aller Videospiele sind zurzeit über den Zweiten Weltkrieg. Die werden in der Ukraine produziert, unter anderem für den deutschen und amerikanischen Markt. Da kann man Rotarmist sein oder Wehrmachtssoldat – und den Zweiten Weltkrieg gewinnen. Die große Frage ist: Wie können wir ein angemessenes Erinnern in sozialen Netzwerken und Videospiele umsetzen? Das macht mir Sorgen.

Herbert: Mir nicht. Echokammern hat es immer gegeben. Die Romanserie mit den höchsten Auflagen in den 60er und 70er Jahren in der BRD hieß „Landser“. Da gab es jede Woche ein Heft. Solche Echokammern haben ihre eigene Dynamik und sind von uns Historikern auf direkte Weise nicht beeinflussbar. Was wir beeinflussen können, ist die rationale Herausbildung kultureller Hegemonien. Nehmen wir die Wehrmachtsausstellung, die einer breiten Öffentlichkeit die Verbrechen der Wehrmacht gezeigt hat. Die hat in den öffentlichen Debatten etwas verändert, hat kontroverse Diskussionen ausgelöst und liebgewordene Mythen wie die von der „sauberen Wehrmacht“ zertrümmert.

Satjukow: Besorgt bin ich, nicht weil wir uns in den Echokammern besserwisserisch einmischen sollten, sondern weil wir gar nicht mehr wissen, was da von wem gesagt wird. Es ist ein Unterschied, wenn mein Schwiegervater am Stammtisch früher gesagt hat: „War nicht alles schlecht unter Hitler.“ Wenn der besoffenen nach Hause gegangen ist, wusste er am nächsten Morgen wieder, was er zu sagen hatte. Das unterscheidet ihn von dem millionenfach angeklickten Echoraum „War nicht alles schlecht unter Hitler“. Das ist etwas Anderes, das wir noch nicht richtig verstehen.

Herbert: Einverstanden. Aber es hat immer eine autonome Aneignung der Vergangenheit durch die jüngere Generation gegeben – und zwar eine, die den Älteren meist nicht passte. Wir können da nicht anders als mit Aufklärung reagieren: Klare, belegbare, überzeugende Informationen und Argumente zu liefern. Und das funktioniert ja auch. Der direkte Zugriff in die Aneignungssysteme der Jungen muss aber scheitern.

Satjukow: Ich will nur Bescheid wissen, ich will gern wissen, was die da tun.

Was machen wir jetzt mit diesem Tag, den 8. Mai?

Herbert: Das, was wir gerade tun. Wir reden darüber, wir schauen uns Filme an, wir diskutieren. Wir fragen uns: Ist das angemessen? Wobei mir scheint, dass in öffentlichen Diskussionen oft der Grundsatz gilt: Viel Meinung, keine Ahnung. Es ist schon sinnvoll, wenn man auch weiß, was im letzten Kriegsjahr geschehen ist, wenn man über den 8. Mai spricht.

Satjukow: Wir machen das, was einer Demokratie ansteht. Wir nutzen jeden Anlass, uns als Gesellschaft zu vergewissern, wie wir leben wollen. Der Nationalsozialismus und das Erinnern daran ist da ein Punkt, die Coronapandemie ein anderer. Und ich bin froh, dass es auch am 8. Mai hier viele verschiedene Perspektiven auf dieses Ereignis gibt. Wenn sie den 9. Mai unter Putin in Russland sehen, da gibt es nur noch eine Lesart.